

Prof. Dr. Christoph Jacke,
Populäre Musik und Medien,
Universität Paderborn, Germany

Roger Behrens,
Autor, u. a. Mitherausgeber „Testcard“,
Lehrbeauftragter (u. a. Universität Paderborn),
Hamburg, Germany

**Das Trostlose der Popkultur?
Die Kommerzialisierung und Popularisierung
des (Selbst-)Managements ihrer Handelnden**

**Ein szenischer Dialog,
Christoph Jacke (CJ) & Roger Behrens (RB)**

1. Intro: „Managing Popular Culture(s)?“ – Oder: Man selbst zwischen Emergenz und Strategie und Emergenz

CJ: Die hier festgehaltenen Überlegungen zum Studium, zu den Universitäten und zu Popkulturindustrien und -reflexionen in Deutschland erfolgen aus gewissen Voraussetzungen heraus, die sie zum einen Teil sicherlich legitimieren und qualifizieren, die sie eben aber auch zum anderen Teil spezifizieren und angreifbar machen sollen. Die Beobachtungen können in mancher Hinsicht als charakteristisch für bestimmte universitäre Bereiche gewertet werden, die sich früh mit der Verbindung zwischen Berufs- und wissenschaftlicher Praxis in der akademischen Ausbildung auseinandergesetzt haben.¹ Wenn unsere sich mit anderen Beobachtungen koppeln lassen und sowohl Zustimmung als auch Widerspruch hervorrufen, so wäre unserem dialogischen Innehalten schon ein erster Erfolg gelungen – nichts ist bekanntlich frustrierender als gar keine Reaktion.

RB: Wir gehen nicht davon aus, dass uns die eigene Geschichte für die auf dieser Tagung zur Disposition stehenden Fragen prädestiniert; wir sind hier nicht wichtiger und nicht unwichtiger als alle anderen. Wir haben allerdings in Vorgesprächen zu unserem Dialog immer wieder festgestellt, dass eine Rekonstruktion der eigenen Medienbiografie und Popsozialisation zur Verständigung und Klärung nötig ist – gerade auch für die

¹ Zu den Lehren aus diesen Erfahrungen wurde sich bereits an anderer Stelle mit Martin Zierold in sechs Thesen und einem Appell geäußert (vgl. Jacke/Zierold 2014).

Problematisierung der Selbstverständlichkeit der eigenen Perspektive, für die Infragestellung des eigenen Standpunkts. Und das brachte uns, auch schon im Vorabgespräch, immer wieder zum Tagungsthema *zurück*. Deshalb schien es uns sinnvoll zu sein, doch ein paar Worte über uns zu verlieren: als methodische Einleitung und Einladung, Strategie und Emergenz in dieser umwegigen Weise auch als ein Moment kritischer Selbstreflexion zu verstehen.

Christoph fängt an:

CJ: Ich habe in den neunziger Jahren an einer deutschen Universität ein sozial- und geisteswissenschaftliches Studium der Fächer Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Englische Philologie, Politikwissenschaft und Geographie, absolviert und mit einer Magisterarbeit 1997 zum Thema Anti-Starkultur und Medien abgeschlossen. Danach erfolgte ein wenig geregeltes Promotionsstudium, welches mit einer Dissertationsschrift im Bereich Medienkultur im Hauptfach Kommunikationswissenschaft abgeschlossen wurde. Im Studium wurden einige Praktika und Jobs im weiten Medienfeld zwischen Radio, Buchhandlung, Rockband-Tourneebegleitung, Fanzine, Universität und Plattenfirmen absolviert, die vorrangig im Hauptfach Kommunikationswissenschaft gefordert waren. Aus diesen Erfahrungen entwickelten sich im Übrigen und nicht unwesentlich für die heutigen Einschätzungen später und bis dato vielfältige popmusikpraktische Tätigkeiten bis heute im Rahmen von vor allem Journalisten, Medienbegutachtungen und Konzertveranstaltungen. Alles in allem bewegte ich mich da schon im weiten Feld zwischen irgendwas mit Medien (Beruf) und irgendwas mit Pop (Hobby). Und wo blieb die Ausbildung: Irgendwas mit Studium? Irgendwas studieren?

Einher mit der ursprünglich ungeplanten Promotionsphase ging eine Anstellung als postgraduierte Wissenschaftliche Hilfskraft. An diese Phase schloss sich ebenso in Münster eine siebenjährige Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Koordinator im seinerzeit reformierten inter- und transdisziplinären Studiengang „Kultur, Kommunikation und Management“ (ehemals „Angewandte Kulturwissenschaften“) an, der als Magister-Nebenfach studiert werden konnte, eine Brückenfunktion zwischen klassischem Magister- und neuartigem Modul-Studiengang sowie zwischen Sozial-, Geistes-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaft(en) hatte, äußerst beliebt in Bezug auf Bewerbungen, Studienzufriedenheit, Praktikums- und Jobfindung war, 2005 im Zuge der BA/MA-irisierung aber eingestellt wurde und auslief.

Zudem habe ich in der Zeit Lehraufträge in sehr unterschiedlichen Studiengängen (u.a. in der Musikwissenschaft an der Universität Wien, in der Kulturwissenschaft an der Universität Bremen, in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Freien Universität Berlin, an der Hochschule für Musik und Tanz Köln und an der Popakademie Mannheim) gegeben. Für den BA/MA-Bereich waren dabei die zahlreichen Lehraufträge, die ich von 2005 bis 2008 an der Universität Paderborn im Studiengang „Populäre Musik und Medien“

geben hat und die dort seit 2008 ausgefüllte Professur für Theorie, Ästhetik und Geschichte der Populären Musik eine wichtige Quelle.

Was bleibt: Die Erfahrung des Sinnhaften eines durchaus mit den Berufsfeldern verbundenen Studiums und Berufs sowie die Bedeutung einer derartigen gegenseitigen Sensibilität auf allen Seiten (Popkulturindustrie, Popkulturreflexion akademisch institutionalisiert oder außerinstitutionell). Ferner bleibt einerseits die Etablierung des popkulturellen Alltags als wissenschaftliches Thema, um andererseits besser zu verstehen, was uns da u.a. gerade kleinen Däumlingen, zu neuen Menschen im Sinne Michel Serres (vgl. Serres 2013) macht.

Was ich beobachte: Emergierende Ängste allerorts und kaum Strategien dagegen, außer mal an die frische Luft zu gehen und sich zu bewegen: „Mit 17 Jahren in die Lehre, mit 37 in Therapie“ (Die Goldenen Zitronen, Angst und Bange am Stück, 2001) sowie Reflexionen über die Reflexion von Pop. Was machen wir hier eigentlich und wieso an Universitäten und Hochschulen? Ein selbstkritischer Zwischenstopp, eine angebrachte rote Ampel sozusagen, die ja wieder auf Grün umschalten wird – oder?! In jeder Hinsicht und um noch einmal Michel Serres zur Hilfe zu bitten: „Bevor man wen auch immer was auch immer lehrt, sollte man ihn zumindest kennen. Wer begegnet uns heute an den Schulen, den Gymnasien, der Universität?“ (Serres 2013: 8)

RB: Meine Leistungsbiografie: Punk, Demonstrationen, Hafestraße. Die Idee ist, anarchistische Praxis mit kritischer Theorie zu verbinden. Bewerbungen für Orgelbauer, Klavierbauer und das orthopädische Schuster-Handwerk bleiben ohne Erfolg. Also: Studium, Universität Hamburg, eingeschrieben für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Zivildienst. Dann Philosophiestudium, ungewollter Schwerpunkt von Anfang an: Adornos Ästhetik. Auslandsjahr in Amerika, Berkeley. Das wäre eine eigene Geschichte. Hier nur: Überlegungen, dass ich nicht einmal halbgebildet bin. Ich notierte damals: Worüber ich verfüge, ist höchstens Viertelbildung. Adorno: „Der Halbgebildete betreibt Selbsterhaltung ohne Selbst.“ (GS Bd. 8, S. 115) Was mach' ich? Zurück nach Hamburg, Magisterarbeit bei Heinz Paetzold. Die Magisterarbeit erscheint 1996 als Buch: *Pop Kultur Industrie*.

Ab jetzt: Scheitern, zumindest akademisch, und das heißt Nicht-fertig-Werden, Verzettelungen, Verschüttgehen in Konvoluten von Bergen angefangener Promotionsprojekte, Kapitel und Exzerpte dazu und dafür, immer wieder Ordnungsversuche und wie man heute sagt: Neustart, *Reset*.

Was bleibt: Sechs Jahre wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bauhaus-Universität Weimar, Fakultät Gestaltung, Bereich Ästhetik. Lehraufträge hier und da, aktuell in Lüneburg und an der Universität Paderborn.

Was ich beobachte: Mein Interesse an Pop, Kultur, Populärkultur, hat – soweit ich es in die Universitätsseminare hineinbringen kann und ebendort die Beobachtung überprüfbar ist – immer weniger mit dem Interesse der Studierenden an Pop, Kultur etc. zu tun; die mit

Populärkultur im weitesten Sinne verbundenen Begriffe sowie Frage- und Problemstellungen scheinen mir immer schwieriger im akademischen Betrieb vermittelbar zu sein.

Meine ganze Jugendzeit versuchte ich mich im Klassenverrat, fand mich aber stets inmitten der Zwangs- und Freiräume kleinbürgerlicher Normalverhältnisse wieder. Ende der Neunziger bin ich dann der Hamburger Schule beigetreten (als die schon faktisch erledigt war). Wenigstens hatte ich genügend materialistische Bodenhaftung, kritische Theorie und revolutionäre Praxis in petto, um nicht auf den pseudoreflexiven Befindlichkeitsschwachsinn hereinzufallen, der damals als Zeitgeist in den Kneipen im Schanzenviertel kursierte.

Was ich mitgenommen habe, ist der Befund einer *Diktatur der Angepassten*. Was demnächst kommt ist der *Aufstand im Schlaraffenland*.

CJ: Für mich wäre es eher zwischen Emergenz und Strategie, da ich an sich immer geplanter werde und früher vieles habe einfach kommen lassen, so auch die Doktorarbeit und Uni-Karriere, I've never planned to ...

RB: Da ist es für mich, paradox, umgekehrt: Die Strategie kam mit dem Studienbeginn – und dann habe ich mich aber quasi in die Emergenz fallen lassen, allen strategischen Planungsversuchen zum Trotz ...

((Ein erster Gong))

Wir nehmen in die Diskussion die Frage mit: Wie wichtig ist „die eigene Geschichte“ für „Managing Popular Culture“?

2. Wie entsteht populäre Kultur? PopkulturWissenschaft(s)Management

RB: Wir haben jetzt ein wenig die biografischen Spuren sondiert, die uns auf manchmal ähnlichen, manchmal denselben Wegen in die populäre Kultur, den Pop, die Medien und die Ästhetik etc. geführt haben.

Man könnte lax sagen: wir sind über die Massenkultur in den Pop gekommen und kamen über *Popular Culture* wieder raus. Das private Interesse am Pop hat uns unter bestimmten Bedingungen (und zu bestimmten Konditionen) Zugang zur Universität verschafft.

Verändert hat sich aber über die Jahre die soziale Konfiguration von „Pop“ selbst. So kommt es ja nicht von ungefähr, dass wir heute ohne weiteres – und das meint ohne politische Skrupel und ohne moralische Bedenken, die es früher nachgerade *selbstverständlich* gegeben hat – die Frage nach dem Management populärer Kultur stellen können, – und uns diese Fragestellungen ja auch gefallen lassen, sonst säßen wir nicht hier.

„Pop“ ist scheinbar zum Subjekt geworden.

Früher, noch in den Achtzigern, war Pop für die akademische Forschung ein Objekt („Forschungsobjekt“). Wesentliche Strategie populärkultureller Selbstermächtigung: die Autonomisierung der Akteure populärer Kultur; das Populäre wurde zum Subjekt. Seit Ende der neunziger Jahre: eine Rückkopplung – die Subjekte machen sich zu Objekten. Daran entscheidend: das subjektive Verhältnis zu den einzelnen Phänomenen der populären Kultur wird arbiträr – und damit überhaupt zur *populären* Kultur. – Beispiel: Punk war keine populäre Kultur (aber Popkultur). Punk als Forschungsobjekt zielte entweder auf Probleme (hermeneutische, ästhetische, soziale, politische etc.), oder auf Verteidigung der Subversion (und damit eigentlich auch auf das hermeneutische, ästhetische, soziale, politische etc. Problem des Punk, nur andersherum). Heute ist Punk eine populäre Kultur, synonym mit Popkultur; die Forschung will herausfinden, was überhaupt „das Problem“ beim Punk sein könnte – im Sinne von „eine interessante Forschungsfrage formulieren und ihr dann im Rahmen einer akademischen Qualifikationsarbeit nachgehen“; Punk ist als Thema dabei genauso beliebig wie Helene Fischer, Lady Gaga, eine Studie über *Drei Engel für Charlie* oder „Nutzungsverhalten von Jugendlichen im Umgang mit Smartphones“.

Ich merke jedenfalls, dass mit der Pop ziemlich vergangen ist. Alles langweilig, banal, uninteressant. Aber – und das ist nun ein wenig paradox – das Uninteressante ist immer noch interessant genug, um es zu konstatieren ...

CJ: „Wo ist das Problem, das ich nicht erkennen kann?“ (Mutter, *Wo ist das Problem*, 1994) Genau die von Dir erwähnte angebliche Beliebigkeit ist doch auch offenbar das Wichtige für eine umfassende Kritik. Doch was genau ist denn an den erwähnten Figuren und ihren Gesamtphänomenen so beliebig? M.E. geht es nicht um ‚interessante‘ Forschungsfragen: „Schreiben Sie doch mal etwas über Lady Gaga!“ Oder Studierender: „Ich möchte mal was über Helene Fischer schreiben!“ Es geht ja eben um grundlegende Analysen und auch illustrierende Exemplifizierungen unseres umfassend davon geprägten Medien- und Popalltags und Problem- und Fragestellungen, die dort ablesbar auftauchen und bearbeitet werden. Die Forschung sollte sich bemühen, diesen großen Bereich historisch und systematisch zu reflektieren, um dann kritisch zwischenzustoppen, auf die Ergebnisse zu schauen. Die auf Seiten der Dozierenden emergierenden Zweifel mündeten zunächst offenbar in akademischen Rechtfertigungs- und Etablierungsstrategien (ich weiß, wovon ich rede), um dann später über den Verlust des Kontakts zu den Phänomenen als Schnittstelle zu den Studierenden zu klagen, womit wir beim Lawrence Grossberg-Beispiel sind, der vor einigen Jahren seinen Rückzug aus der Rockmusik-Analyse erklärte, weil er den Studierenden nichts mehr erklären könne, bemerkenswerterweise berichtete er das auf einer Cultural Studies-Konferenz in Klagenfurt 2005, gekleidet im Grateful Dead-T-Shirt. Damit sind wir gleichzeitig wieder bei Michel Serres: Man kann sich doch kennenlernen. Ansonsten drohen m.E. kanonische und anti-kanonische Ängste wie in unserem eigenen Studium: Beide Seiten haben Angst, etwas noch nicht oder nicht mehr zu kennen oder zu begreifen. Keine gute

Voraussetzung für eine Partnerschaft. Da droht dann in der Tat die Trostlosigkeit, wie wir sie teilweise aus unseren Studien kennen. Gleichzeitig unterscheidet sich hier etwas: Denn während ich etwa in der Englischen Philologie immer den Anschluss an meinen medienpopkulturellen Alltag suchte und dementsprechend seltene Seminare zu Verfilmungen von *Stephen King's Trivial Literature* besuchte und nicht zu Shakespeare, meinen Lehre und Forschung zu Pop im Alltag der Studierenden zu starten und deswegen einen Anschlussfähigkeits-Bonus zu haben: Dieser Luxus-Zustand ändert sich nunmehr allerdings, das entkoppelt sich, und zwar inhaltlich wie auch strukturell. Was nun, kleiner Mann? Was tun, sprach Zeus?

RB: Das Problem ist eben nicht Helene Fischer oder Punk oder irgendwas, sondern die Beliebtheit, die Banalität des Spektakels, die *nach* der Postmoderne eben nicht einmal mehr negativ in die Rahmen alter Gewissheiten eingespannt werden kann.

„Was nun, kleiner Mann? Was tun, sprach Zeus?“ – Daran schließe ich an. Ich denke, das ist nämlich das Problem: *Kleiner Mann – was nun?*, von Hans Fallada 1932, ein trostloser Roman der, wie Helmut Lethen gezeigt hat, in die Epoche der Neuen Sachlichkeit, die auch die der kleinbürgerlichen Kälte war, hineingehört, in dem sich auch kristallisiert, was dann den NS als Volksgemeinschaft möglich gemacht hat, ein solcher Roman ist paradox durch die Pop-I-Literatur, Rolf Dieter Brinkmann etc., aufgehoben, durch die Pop-II-Literatur, Stuckrad-Barre etc., verwirklicht worden, – und zwar in seiner schäbigen und mickrigen Trostlosigkeit. Gott sei Dank harmlos bis zum Dorthinaus! Und das ist auch etwas Signifikantes am Pop II, was ihn natürlich gerade als Forschungsgegenstand, als Universitätsfach, als akademisches Unternehmen angenehm und gangbar macht: Diese schiere Harmlosigkeit, die nirgendwo hinführt und über nichts hinaus will. Lady Gaga oder Helene Fischer oder auch ganz irre Kombinationen aus Luhmann, HipHop und *Tatort* – da kann man *im Prinzip* nichts falsch machen. *Das lässt sich alles problemlos managen!*

Und ich vermute – da bin ich jetzt beim Namensstichwort Zeus –, weil heute vollends in die nivellierte Kultur der demokratisierten Inhumanität eingegangen ist, was Benjamin noch im Vorschatten des systematischen Massenmords und Nachhall des Ersten Weltkriegs für die faschistische Kultur darstellte: „Die Menschheit, die einst bei Homer ein Schauobjekt für die Olympischen Götter war, ist es nun für sich selbst geworden.“ Das ist Dschungelcamp-Situation, ist das Casting-Spektakel, die ganze Trostlosigkeit, die sich als Wirklichkeit der von McLuhan und Warhol postulierten „15 minutes of fame“ ergibt.

((Gong))

Es deuten sich zwei Wege, zwei Richtungen des Dialogs an: Einmal die radikale Kritik des „Systems der Kulturindustrie“ (Adorno / Horkheimer 1947: 142 ff.), dann aber auch – hier gleich als Pfad aufgenommen – der kritische Normierungsdiskurs, die (kommunikative) Handlungstheorie.

RB: Ich hak' hier noch einmal ein: Mein Verdacht ist, dass Du Deinen Kritikbegriff sozusagen immanent medienwissenschaftlich bestimmst; der Maßstab der Kritik ist dann gelingende Kommunikation, und das ist dann bestenfalls Habermas oder eine sozusagen eine mit vitalen Interessen aufgeladene Systemtheorie (zum Beispiel: Luhmann mit Hecken oder so...): das ist vermutlich das, was für Dich der Begriff *Popularisierung* umschreibt; die misslingende oder verhinderte, eingeschränkte oder vereitelte Kommunikation ist dann *Kommerzialisierung*; also Kommerzialisierung nicht als Struktur der kapitalistischen Ökonomie (Verwertungslogik der warenproduzierenden Gesellschaft), sondern als ein Modus der Kultur selbst.

Überdies scheint dieses Kommerzialisierungs-Verständnis auch der Grund dafür zu sein, warum für die Tagung die Optionen *Strategie* und *Emergenz* die *einzigsten Handlungsoptionen* sind, die dann darüber hinaus mit einem aus der Popular Culture selbst gewonnenen Managementbegriff so verknüpft werden können, dass man eben auf der Tagung „gehaltvoll“ darüber sprechen kann. – Dem steht jedenfalls eine kritische Theorie entgegen, die sich wesentlich als kritische Haltung außerhalb irgendwelcher – akademischen, normativistischen – Diskurse und Kommunikationstechniken bestimmt. Kritische Theorie fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung und Erkenntnis (Kant), oder praktisch: Bedingungen der Möglichkeit von Emanzipation. Jedenfalls nicht nach den Bedingungen der Möglichkeit von Management.

CJ: Da missverstehst Du etwa Luhmanns nicht unbedingt mit Habermas einträchtigen Kommunikationsbegriff, der, Luhmann (vgl. 1994: 191-241), ja gelingende Kommunikation sogar für unwahrscheinlich erklärt in ihrer Abfolge von Information, Mitteilung und Verstehen, letzteres sogar als kommunikatives und kognitives Verstehen. Da würde ich Kommerzialisierung eher als das vermeintliche Management gelingender Kommunikation und das Management vermeintlich gelingender Kommunikation verstehen und die Störungen nicht ganz außen vor lassen.

RB: Ja, das konzedere ich: bei Habermas gibt es die gelingende Kommunikation als ideale Sprechsituation unter Bedingungen permanent vom strategischen Handeln, also Ökonomie kolonialisierter Lebenswelt nicht; und bei Luhmann ist Kommunikation nicht im systemtheoretischen Angebot, da sind wir d'accord.

Bestätigt ist allerdings mein Verdacht, wenn Du zur Definition „Kommerzialisierung eher als das vermeintliche Management gelingender Kommunikation“ vorschlägst: Dann nämlich belässt Du ja die Sphäre des Marktes, um das Marxsche Schema zu bemühen, im Überbau. Die Realitätssphäre der Produktion bleibt davon unberührt. Sie zwingt Menschen in Armut und Elend, nicht die Kultur.

Wie dem auch sei: Relevant sind für uns wohl die jetzt angesprochenen „Störungen“. In der Perspektive der kritischen Theorie bleiben die im Kalkül des Systems, sind kalkulierter Effekt des Spektakels. Aber, wenn ich Dich recht verstehe, bewertest Du das ja anders ...

CJ: Steht für Dich Management also niemals für Erfahrung, Erkenntnis, (gelingende) Kommunikation oder sogar Emanzipation?

RB: Nein, niemals!²

3. Management, Kommerzialisierung und Popularisierung, Pop I, Pop II, Pop III, Pop X³

CJ: Ob durchgeplantes Dschungel-Camp, Casting oder ungeplanter, kurzzeitiger Ruhm: Immer beobachten wir die Akteure der Popkultur, und das auch im Hinblick auf deren verschiedene Arten von Management: Die Formate und Figuren werden von den dahinter stehenden industriellen Komplexen organisiert, gleichzeitig lernen die Personen immer

² Spätestens hier beginnt ein Subtext, gärt es im Fundament der problematisieren und problematischen Begriffe. Über den Rahmen unseres Dialogs hinaus ist zu diskutieren: a) Hundert Jahre Erster Weltkrieg. Walter Benjamin konzidierte, dass seit diesem Krieg „die Erfahrung ... im Kurse gefallen“ ist; er spricht von einer *Erfahrungsarmut* – sie ist „Armut nicht nur an privaten sondern an Menschheitserfahrungen überhaupt“ (Benjamin 1933: 214 f.). Dann kam der Zweite Weltkrieg, Auschwitz, Hiroshima etc. – Pop ist der Versuch, diese Erfahrungsarmut mit dem Reichtum an *Erlebnissen* zu widerlegen. Dass es sich bei diesen Erlebnissen doch immer auch im Erfahrungen handelt, gehört zu den gefährlichsten Ideologemen des Pop. Frage: Wie kann im ernsthaften Interesse der Aufklärung heute noch von Erfahrung gesprochen werden?

b) Hegel: „Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es *bekannt* ist, nicht erkannt. Es ist die gewöhnlichste Selbsttäuschung wie Täuschung anderer, beim Erkennen etwas als bekannt vorauszusetzen, und es sich ebenso gefallen zu lassen; mit allem Hin- und Herreden kommt solches Wissen, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, nicht von der Stelle.“ (Hegel 1986: 35) Es gehört zu den großen Lücken der Kultur-, Medien- und schließlich Poptheorie, die Erkenntniskritik mit dem Stahlbad ausgeschüttet zu haben: Wenn es irgend in dem Feld (des Managements) des Populären „Erkenntnisse“ gibt, dann ist in mindestens doppelter Hinsicht grundsätzlich zu fassen, *was das überhaupt heißen soll*, nämlich im Sinne von „Was ist Erkenntnis?“ und im Sinne von „Was bedeutet Erkenntnis?“.

c) Das affirmative Kommunikations-Postulat ist zu hinterfragen: Wieso hat sich im Verlauf der 1970er, 1980er und dann 1990er Jahre mit einer essentiellen Selbstverständlichkeitsdogmatik ein unbedingtes Paradigma der Kommunikation als medialer Leit-Normativismus durchsetzen können? Wieso wird Wissenschaft und Kritik umso unwissenschaftlicher und unkritischer, je mehr – i. e. je lauter und phrasenhafter – von „Wissenschaft“ und „Kritik“ als Resultate *gelingender* Kommunikation geredet wird. d) Emanzipation (vgl. Behrens 2004).

³ Vgl. zum Konzept von Pop I und II Diederichsen 1999: 272-286 sowie aktueller Diederichsen/Jacke 2011. Zum Pop III vgl. Behrens 2001: 9, und Behrens 2009: 17.

umfassender, sich selbst zu organisieren und zu steuern, ob nun individuell oder in Gruppen, ob nun notgedrungen in der lokalen Disco-Gruppe oder dem kleinen Kulturzentrum oder freiwillig im Studium der Popmusik etwa. Beobachtet werden kann, dass im Zuge von Professionalisierungen und Institutionalisierungen popkultureller Felder deren Akteure auf diverse Arten mit diversen Arten von Management zu tun bekommen:

- Akteure erster Ordnung: Aktive der Popkultur (die und wir);
- Akteure zweiter Ordnung: Reflexionen/Philosophien der Popkultur, das Management des Managements (auf jeden Fall wir);
- Akteure ‚anderthalbter‘ Ordnung: On the way (zwischen denen und uns: unsere Studis).

Diese Reihenfolge verstehe ich nicht durchgehend linear und in eine Richtung, sondern hier wird stark aufeinander eingewirkt, woraus im Grunde unser heutiger Vortrag entsteht.

RB: Vermutlich ist das unser Dissens im Kern: Wie „Rolle“ ist auch „Akteur“ dem Theater entlehnt. Die Rede von „Akteuren“ ist mir zu dicht am Schauspielerischen dran. Dagegen wäre auf starke, emphatische Konfigurationen des Subjekts, des Individuums zu insistieren. Nur: die sind im Bereich Pop, populäre Kultur, auch Management faktisch verloren. Individualität zu managen, heißt Individualität zu suspendieren. Das egal aus welcher Fakultätsperspektive beobachtete Subjekt wird zum Objekt gemacht.

Man kann vielleicht einigermaßen akzeptabel über populäre Kultur zwischen Strategie und Emergenz sprechen, aber nicht über Menschen – das wäre kontrafaktisch zu dem, was Kultur meint. Wenn man nonchalant von Menschen spricht, zumal in der Wissenschaft, macht man sich längst lächerlich: Man sagt eben nicht mehr „Menschen in der gegenwärtigen Alltagskultur“, sondern „Akteure im Feld der populären Kultur“. Darin bildet sich ab, wozu die populäre Kultur heute geworden ist: eben eine „Kultur“ der „Akteure“ (vgl. Adorno: 1960).

C: *Wir allen spielen Theater*, um Erving Goffman (2002 [1956]) zu zitieren – und zwar ständig und auf immer zahlreicheren Bühnen. Bekanntlich sind spätestens mit den bezahlbaren und weit verbreiteten so genannten neuen Medien (für mich immer ein Verbund aus Computern, Internet- und mobilen Medien- und Kommunikationstechnologien) unzählige kleine und große Bühnen virtuell also möglich geworden. Diese haben auch die etablierten Medien- und Popkulturindustrien inklusive Film-, Musik- und Buch-Industrie erstaunlich überrascht. Akteure, Aktanten und Handelnde sind zugleich immer auch Menschen, was sie nicht nur in der Popkultur mal leichter (das Fließband, die Claqueure, die Rezipierenden ohne Feedbackmöglichkeit), mal schwieriger (die Lesarten, die Subversiven, die Chaotischen, die Rezipierenden als Reproduzierenden mit mannigfaltigen Feedbacks) einzuschätzen oder gar voraussehbar zu planen lässt. Dass Popkultur- und Medienindustrien die wissenschaftlichen Diskussionen oder zumindest deren Resultate offenbar gelernt haben, dass ihre Managements und Programmgestaltungen längst gewisse Lektionen an – sagen wir beispielhaft Musik- und

Medienökonomie-Forschung, Wirkungsforschung, Medienkonstruktivismus, Systemtheorie, Kybernetik und Cultural Studies gelernt haben, lässt sich an diversen Entwicklungen und Formaten ablesen.⁴ Aber ist das verwerflich, zumal doch auch und gerade die von uns mit ausgebildeten Studierenden dort arbeiten? Auch die kritischen Ansätze um den Zweiten Weltkrieg herum und auch später hatten seinerzeit spürbare Einflüsse, waren nur auf andere Mediensysteme angelegt (USA, Deutschland zur Zeit des noch nicht dualen Systems etc.). Gleichzeitig hat die Gesellschaft für Konsumforschung innerhalb ihrer Quotenanalysen endlich ansatzweise von Quantität auf Qualität umgestellt – und dafür brauchte es nicht erst des Kinofilms „Free Rainer – Dein Fernseher lügt“. Was ist mit „Free Edward – Dein Internet lügt“?

RB: Dass die Akteure immer auch Menschen sind, ist eben gerade das Problem.⁵ Geschluckt ist das durch den allgemeinen Cultural Turn: „Akteur“ ist wie „Rolle“ zu einer affirmativen Kategorie geworden; dieser Turn fällt mit den technischen und ökonomischen Entwicklungen des Medienverbundes: die hier entstandenen Bühnen, die Du positiv hervorhebst, sind vollständig in der Regie der Privatwirtschaft; die Rollen sind zwischen Kundschaft und Konsument klar verteilt. – Der Dissens ist also klar.

((Gong))

Vorschlag zur Diskussion: Kritik, „kritische Ansätze“, „ist das verwerflich?“!

RB: Wir sind uns aber wohl einig, dass diese Entwicklung populärer Kultur in den letzten dreißig, vierzig Jahren auch als Verschiebung dargestellt werden kann: eine Verschiebung von der Soziologie zur Kulturwissenschaft (das meinte ich eben mit dem allgemeinen Cultural Turn). Diese Verschiebung hat auch ein neues, „positives“ Verständnis von Management

⁴ Vgl. instruktiv zur Pop-Ökonomie kritisch Stuhr 2003 und kritisch-kritisch Hecken 2013 und zur Ökonomie des Populären systemtheoretisch Stäheli 2007.

⁵ „Nicht weniger, und nicht minder verhängnisvoll, sind auch die in der heutigen Soziologie vorherrschenden Kategorien Fragmente theoretischer Zusammenhänge, die sie aus positivistischer Gesinnung verleugnen. Vielfach wird neuerdings die ›Rolle‹ als einer der Schlüssel zur Soziologie verwandt, der Einsicht in soziales Handeln schlechthin eröffne ... Rollen haben die Menschen in einem Strukturzusammenhang der Gesellschaft, der sie sowohl zur puren Selbsterhaltung dressiert wie die Erhaltung ihres Selbst ihnen verweigert. Das allherrschende Identitätsprinzip, die abstrakte Vergleichbarkeit ihrer gesellschaftlichen Arbeit, treibt sie bis zur Auslöschung ihrer Identität. Nicht umsonst ist der als wertfrei sich gerierende Begriff der Rolle vom Theater erborgt, wo Schauspieler nicht real die sind, welche sie spielen. Gesellschaftlich drückt solche Divergenz den Antagonismus aus. Theorie der Gesellschaft hätte von dessen unmittelbaren Evidenzen fortzuschreiten zur Erkenntnis seines sozialen Grundes: warum die Menschen immer noch auf Rollen vereidigt sind.“ – Adorno, *Gesellschaft*, in: GS Bd. 8, S. 12 f.

hervorgebracht.⁶ Damit sind also Fragen berührt, wann uns und in welcher Weise Management begegnet oder begegnete: Als „Teilnehmende“, als „teilnehmende Beobachter“ und irgendwann dann nur noch als „Beobachtende“? Wenn ja – und die Antwort hätte dann etwas mit dem Komplex Selbstmanagement, Selbstoptimierung, Selbstunternehmertum, Selbstinszenierung etc. zu tun –, wäre das für mich auch die Zusatzfrage: Wann zwingt das System, die Struktur, *die Strategie oder die Emergenz oder das Dazwischen* mich, die Position und Perspektive des Managements zu wechseln, etwa: von der Kneipe zum Seminarraum, von der Lesegruppe zum Prüfungsraum? Was passiert mit meinem Wissen über Strategie und Emergenz populärer Kultur, wenn ich alles, was ich hier weiß, in einen Drittmittelantrag hineinbegründen muss? Also: was passiert dann nicht nur mit mir, sondern mit der populären Kultur? – Was am Pop subversiv, provokativ, dissident, irgendwie disparat ist, lässt sich jedenfalls nicht managen.

((Gong))

Diskussionsstichwort, noch einmal: prinzipielle „Manage-barkeit“ von Pop und populärer Kultur?

CJ: Nun haben wir im Hinblick auf Management, Organisation („Organisation ist die Organisation von Wiederholung.“ Ortmann 2003: 47)⁷, Steuerung und Strategie mehrere Verständnisse von Pop vorliegen: Populärkultur im Sinne von Pop I (und also sensu Diederichsen Pop-Musik): Vermeintlich weitgehend ungesteuert, industriell ‚un-gemanaget‘ und ungeplant, nur durch eine dominante Kultur gerahmt, subkulturell und progressiv sowie regressiv subversiv und somit das Gesamtkulturprogramm irritierend und zumindest einmal als alternatives Modell zu und in Gesellschaft gedacht: *Die da oben und wir hier unten*. Woodstock. Und dann Populärkultur im Sinne von Pop II (und also sensu Diederichsen populäre Kultur): Weitgehend industriell gesteuert, geplant und gerahmt, Anpassung und institutionelle Irritation (wenn überhaupt), Die komplette Inklusion in die Gesellschaft: Wir alle gemeinsam. Love Parade. Populärkultur im Sinne von Pop III (die unübersichtliche Vermengung beider): Mischformen beider Felder zum einen und Übernahme der industriell un-gemanageten, ungeplanten Strategien in Management und Planung und dadurch Besetzung der zuvor in irgendeiner Weise produktiven Irritationen des Gesamtkulturprogramms, zwischen Konsens- und Konflikt-Kultur, zwischen Inklusionen und Fundamentalismen: Es gibt nicht nur uns. Die Ausdifferenzierung der Popmusik-Festivals, das vermeintliche Verschwinden der großen Bewegungen, Figuren etc.

Zum einen lässt sich hier eine Entkräftung der verändernden, irritierenden Kraft bzw. Kommerzialisierung und Popularisierung der einstmals potenziell verändernden und nunmehr

⁶ Vergleiche, auch noch einmal wegen Goffman: Robert Presthus, Individuum und Organisation – Typologie der Anpassung von 1966.

⁷ Vgl. zu Norm und Störung in Organisationen auch Ortmann 2003.

homöopathischen Irritationen ablesen (klingt gesund, lässt aber quasi keine echten Anti-Körper mehr in der Gesellschaft entstehen, stattdessen Krankheit, weil nur noch ungesunde Anti-Körper (Fundamentalismen oder komplette Anpassung). Alternativ dazu mein eigener Begriff von Popkultur, der im Grunde beides umfasst, da natürlich bereits zu Pop I-Zeiten Kommerzialisierung und Popularisierung alleine schon durch Industrialisierung und Medialisierung bedingt und begünstigt wurden. Und daran abgelesen werden kann, inwiefern Management im Sinne von erfolgsorientierter Planung und Leitung immer schon damit einherging – nur dass mit der Sichtbarkeit unterschiedlich umgegangen wurde und wird. Wenn nun noch der Erfolgsbegriff ausgeweitet und nicht nur monetär verstanden wird, fällt mir allerdings kaum ein nicht ‚gemanageter‘ Bereich in Pop auf. Um so mehr stellt sich die Frage nach der Relevanz des Themas für die verschiedenen Wissenschaften, auch hier wieder als Analyse-, Synthese- und Kritik-Instanzen. Im Übrigen kann man auch mit dem Literaturwissenschaftler und Poptheorie-Historiker Thomas Hecken fragen: „Braucht Pop den Kapitalismus?“ (Hecken 2013: 97)

RB: Dagegen möchte ich eine andere oder zumindest anders gewichtete Interpretation akzentuieren:

1. Die industrielle Planung ist immer schon für jeden Pop (und auch die populäre Kultur) Strukturmerkmal. Im Pop verschiebt sich die Kulturindustrie vom Fordismus zum Postfordismus – als Tendenz, die sich im Pop I konstituiert und im Pop II kulminiert. (Ein Übergangsphänomen ist ja übrigens Woodstock.)⁸
2. Diederichsens Unterscheidung von Pop I und Pop II ist historisch begründet. Der Pop I – als dissidenter, subversiver, subkultureller, also *spezieller* Pop – gehört in die Fünfziger bis Siebziger; dann entfaltetet sich ab den Achtzigern der Pop II, der *allgemeine*, nämlich das Subversive (letztendlich bloß symbolisch) verallgemeinernde Pop. Das ist in der Konsequenz heute nicht nur „Alles ist Pop“, sondern „Alles ist Pop, *der aus jeder beliebigen Perspektive als Pop I gedeutet werden kann*“. Und jede beliebige Perspektive ist auch: die akademische (mittlerweile: die Vielzahl der möglichen akademischen Perspektiven). – Damit wird ja im Übrigen gerade in der akademischen Perspektive *im Rückblick* Pop I potenziell noch spezieller und noch subversiver als er es je war und je sein konnte.
3. Die Akademisierung, die Qualifizierung des Pop zum universitären Gegenstand und schließlich das curriculare Profil einer Pop-Fakultät sind Elemente, die mit zur Verschiebung von Pop I zu Pop II gehören. Sie findet allerdings statt unter dem Vorzeichen der Entstehung und Verdichtung des Neoliberalismus als *Ideologie der nicht mehr fortschreitenden Industriegesellschaft* – um Marcuses Untertitel von *Der eindimensionale Mensch* zu paraphrasieren (*Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*) (Marcuse 1964) –, und das ist a) das Nivellement, die Angleichung von Lebensweisen bei gleichzeitiger Individualisierung unter dem Vorzeichen von Autonomie [als Selbstbestimmung,

⁸ Vgl. Rosenman, Roberts und Pilpel 1974.

Selbstbehauptung, Selbstverwirklichung der Menschen *als Konsumenten*]; b) die Finanzialisierung des Kapitalismus; c) die privatwirtschaftliche Umstrukturierung des gesamten Medienverbunds, verkoppelt mit Digitalisierung und Computerisierung.

4. Pop I ist noch modern, Pop II scheint postmodern – wenigstens in den Achtzigern und Neunzigern. In den Nullern kommt ein Pop III, der gleichzeitig *kein Pop* mehr ist (das Paradigma wäre nicht Subversion o. ä., sondern Nihilismus).

Gerade die Akademisierung des Pop (seine vermeintliche Verwissenschaftlichung) versucht den Pop II gegen den Pop III zu retten, versucht das Problem des Nihilismus zu lösen (zum Beispiel um so die angebliche Krise der Musikindustrie einzudämmen). (Eine andere, aber ähnliche Strategie ist übrigens das, was Reynolds als *Retromania* (2011) beschreibt – streng genommen ein Anschluss an das alten bürgerliche Kulturverständnis von Tradition; ein sehr konservative Strategie.)

Dafür wird – in der Industrie ebenso wie an den Universitäten wie schließlich auch den Clustern aus beidem, also den neuen Thinktanks – *für die Rettung des Pop II gegen den Pop III (im Sinne des Nihilismus) eine Charaktertypologie der Akteure und Rollen des Pop I bemüht* (ein bisschen Punk darf sein ...). Zurückgegriffen wird damit zum Beispiel auf Figuren des Selbstmanagements, wie sie um 1980 entstanden sind (vom Yuppie bis zum Autonomen).

Im Übrigen: die Frage von Hecken „Braucht Pop den Kapitalismus?“ verstehe ich nicht. Pop ist doch sowenig ein Handlungssubjekt wie *der* Kapitalismus; wer soll denn hier ein „Brauchen“ überhaupt artikulieren können? Ich halte das für eine wenig kluge, überflüssige Frage ...

CJ: Wenn Pop I kulturell eher modern, Pop II eher postmodern und Pop III vielleicht eher metamodern eingebettet sind, dann lassen sich auch die klassischen gesellschaftlichen Herausforderungen und Probleme damit erkennen, wobei hier metamodern nicht als höhere Ebene der Reflexion verstanden wird, sondern als ein fast ein wenig unentschlossenes Dazwischen zwischen „[...] dem modernen Wunsch nach Sinnstiftung und dem postmodernen Zweifel am Konzept der Sinnhaftigkeit, zwischen moderner Aufrichtigkeit und postmoderner Ironie, zwischen Hoffnung und Melancholie, Empathie und Apathie“ (Vermeulen/van den Akker 2010: o.S.).⁹ Dass innerhalb dieser Verquickungen Zusammenhänge bestehen, dass auch die Reflexion, Wissenschaft und sogar Kritik in und von Pop mit dessen gesellschaftlicher Etablierung und Institutionalisierung zusammenhängen, kann wohl kaum bestritten werden. Aber was ist das Beklagenswerte an institutionalisierten und professionalisierten gesellschaftlichen Bereichen wie Pop-Museen, Pop-Journalismen oder Pop-Wissenschaften? M.E. doch nicht, dass sie selbst nicht Pop sind, denn wir reden doch

⁹ Eine Einschätzung, die seitens der neuen Online-Zeitschrift „Die Aufhebung“ im Rahmen der Rubrik ‚über uns‘ getroffen wird: <http://www.dieaufhebung.de/ueber-uns/> (Stand: 24.01.2014).

nicht von Museums-, Journalismus- oder Wissenschafts-Pop. Kunst, Literatur und Revolution sind durch ihre Institutionalisierungen doch nicht unmöglich gemacht oder abgeschafft worden. Das Unbehagen rührt zumindest in meinem Fall aus zwei anderen Aspekten:

1. Diese Auseinandersetzungen mit Pop werden beobachtet und fordern von sich selbst oftmals ja eine Anschlussfähigkeit an die popmusikalischen und -industriellen Praktiken (vgl. Jacke/Zierold 2014). Gleichzeitig kann man sich eines gewissen Eindrucks der Kooption (also im Prinzip ganz pop-dialektisch) nicht verwehren, oder wie Du es formuliert hast: „Hat man die Frage ‚Wozu eine wissenschaftliche Analyse populärer Kulturen?‘ vor zehn, zwanzig Jahren an den Universitäten vielleicht noch mit der Neugier beantwortet, in der Kritik Unerwartetes zu entdecken, so verfolgen die meisten Studierenden mit ihren Interessen an Popkultur berufswirtschaftliche Ziele, allen Erwartungen gemäß: Cultural Studies, kritische Theorie und Poptheorie als Hilfswissenschaft für Kulturmarketing.“ (Behrens 2010: 33-34) Doch was wäre die kritische Konsequenz. Entkopplung? Re-Elitisierung? Und sind derartige Übernahmen unvermeidbar?

2. Etwas ganz ähnliches im Sine der Kooption passiert den Handelnden der Popkulturen, also eigentlich allen Bereichen der so genannten kreativen Arbeitsbereiche¹⁰, also vom Design über die bildende Kunst und Literatur, Musik, den Journalismus bis hin zu den Wissenschaften: Die prekäre Situation oder wie es ein Freund mal formulierte: Das ständige Dazwischen zwischen Hartz IV und Lebenszeitverbeamtung. Lassen wir für einen Moment die Stars, Hochschullehrenden, Privatiers und Muttersöhnchen oder -töchterchen einmal außen vor, dann lassen sich Pierre-Michel Mengers (2006) an Bourdieu und Boltanski/Chiapello orientierte Beobachtungen für die Kunst sicherlich auf Pop übertragen: „Ich-Unternehmertum, *free-lancing* und die sonstigen atypischen Beschäftigungen (kurzzeitige Anstellung, Teilzeitarbeit, Mehrfachanstellung usw.) sind die vorherrschenden Formen der Arbeitsorganisation im Bereich der Kunst.“ (Menger 2006: 70) und weiter: „Ironischerweise erscheint also gerade die Kunst, die sich seit zwei Jahrhunderten mit aller Kraft gegen die Allmacht des Marktes stemmt, als ein Vorreiter bei der Eprobung (hyper)flexibler Arbeitsformen.“ (Menger 2006: 70) Dieses rührt mit Menger freilich aus dem grundlegenden Motor des Marktes: „Ein Markt, auf dem das Konkurrenzprinzip nicht nur akzeptiert, sondern – ein reiner und vollkommener Wettbewerb einmal vorausgesetzt – sogar ausdrücklich gefördert wird und auf dem die Karriereungleichheiten völlig unverkrampft zur Schau gestellt und dazu benutzt werden, eine Faszination zu schüren, ohne dass sich jemand über die Monopolisierung der Gewinne empören würde, ist der Traum jedes Kapitalisten.“ (Menger 2006: 41-42)

¹⁰ Vgl. zu einer Untersuchung des Kreativitätsimperativs und -dispositivs ausführlich die innovative Studie von Reckwitz 2012. Eine frühe Reaktion auf derartige emergierende (?) Imperative proklamierte der Schriftsteller und Theater-Philosoph Guillaume Paoli (2002: 49) in seinem Plädoyer für ein Bündnis für Simulation und verlangte damit eine produktive Demotivation grundsätzlich motivierter Individuen: „Ihr tut, als ob ihr Arbeitsplätze schafft, wir, als ob wir arbeiten“.

Mit Hans-Christian Dany (2013)¹¹ könnte man also die unternehmerischen Seismographen als im Grunde ganz nah dran sowohl an der Pop-Reflexion und -Wissenschaft als auch an ihren Lebens- und Arbeitsverhältnissen beschreiben: „Die Agenten der Unternehmen tasten die Varianz des Rauschens ab, und der Regler, das Management der Unternehmen, passt sich den entstehenden Zuständen an. Die Energien des Störenden werden verwertet und die Grundanordnung mit allen Mitteln aufrechterhalten. Dieser Priorität werden alle anderen Bestimmungen nachgeordnet. Das System erhält sich selbst und ist ansonsten fast vollständig von jeder Bedeutung entleert. Das Anpassungsverhalten an die Störungen lässt sich aber nicht mehr mit einer Vorstellung des Zukünftigen, einer Haltung, einem Ziel, einer Religion, einer Alternative, geschweige denn einer Utopie in Einklang bringen. Es bleibt unbestimmt.“ (Dany 2013: 56)

RB: Ohnehin hat das Management genau die Verschiebung von Pop I zu Pop II, schließlich auch zu Pop III bedingt und zu verantworten ... Wenn Du Boltanskis und Chiapellos ‚Neuen Geist des Kapitalismus‘ hier jetzt reinbringst, müssten wir auch über eben diesen Kapitalismus reden. Das machen wir aber nicht. Wir bleiben brav bei der Kultur. Ich reagiere deshalb auf Deine beiden Unbehagen-Thesen:

Ad 1. Was wäre die kritische Konsequenz? An den Akademien und Universitäten – keine! Kritik setzt kritisches Verhalten voraus. Das ist im institutionalisierten Bildungswesen, das alles Intelligible und Spontane mittlerweile schon im Elementarbereich der Kindergärten genannten Bewahranstalten austreibt, nicht möglich.

Ad 2. Pop ist Ideologie. Und ebenso ist auch das, was an Bildung und Ausbildung an den Universitäten und überhaupt in der institutionalisierten Pädagogik geleistet wird, Ideologie.

Die Ideologie des Pop ist sympathischer, weil sie – zumindest in ihrer alten, „ursprünglichen“ Form von Sex and Drugs and Rock 'n' Roll ihrem Sinn nach die *Verweigerung des Leistungszwangs* darstellt. Bildung und Ausbildung hingegen sind heute mit Leistung synonym. Allerdings zeigt sich für den gegenwärtigen Pop (Pop II, Pop III, Pop X), dass Ideologie die Welt nicht mehr verdoppelt, sondern mit ihr verschmilzt. „Pop“ bezeichnet keine Differenz, nichts Abweichendes mehr. (Deswegen *ist* auch alles Pop.) Da stimme ich mit Dany überein, der hier mit Blick auf das kybernetische Regime wiederholt, was vor fünfzig, sechzig Jahren (als sich übrigens die Kybernetik als Modell technologischer Rationalität etablierte) als Anpassung, *Adjustment*, Funktion und Dysfunktion begriffen wurde.

Ein weiterer Aspekt, der aus dem, was Dany und andere beobachten, zu folgern wäre, was ich gerne noch eine grundsätzliche These in die Runde werfen möchte, die sich ohnehin aus dem bisher Gesagten kritisch ergibt: Mir erscheinen die universitären Programme der Medien- und

¹¹ Ganz ähnlich, wenn auch eher in Bezug auf journalistische und popkulturindustrielle Bereiche Mark Fisher 2009 und Termeer 2012.

Kulturwissenschaften mehr und mehr selbst ein Resultat des Managements zu sein, und zwar – und hier dämmert auch etwas Trostloses – als krude Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Indes: Was Menger schreibt, ist – zumindest in der Perspektive einer Kritik der politischen Ökonomie – Unfug. (Der Traum des Kapitalisten ist natürlich nicht die Konkurrenz, sondern sein konkurrenzloser Vorteil: der Profit. Bei allen anderen Angelegenheiten sind Kapitalisten so wie alle anderen im Kapitalismus Lebenden auch: ziemlich phantasielos ...)

CJ: M.E. *ist* nicht alles Pop, aber alles *kann zu Pop werden*. Und im übrigen: Wird Profit nicht durch Konkurrenz gesteigert?

RB: Nein.

Und ob alles Pop ist oder nicht, hängt nun freilich vom Popbegriff ab. Ideologiekritisch hier ein klares: „Ja“.

((Gong))

Stichworte: Ökonomie, Organisation und Management?

CJ: Die Frage ist nun: So what? Aber nicht lustlos schulterzuckend, sondern im Sinne von „Los geht’s!“ oder besser „Weiter geht’s!“. Oder ganz pragmatisch: „Man muss immer weiter durchbrechen!“ (Egoexpress, Weiter, 1999). Fordern wir nun also, wie etwa jüngst ein durchaus kritischer Artikel zur Manager-Ausbildung im Ressort „Wissen & Campus“ in der Frankfurter Rundschau, den Einzug von Wirtschafts- und Unternehmens-Moral und -Ethik in die Lehre: „Der Wunsch: Ein Betriebswirt, der nicht vergessen hat, dass er immer noch Mensch ist.“ (Weitzenbürger 2014: 21)? Oder analysieren wir genauer und interdisziplinär geschulter, um dann prometheisches Gefangensein zu konstatieren und nüchterne Auswege daraus oder des souveräneren Umgangs damit zu skizzieren und schließlich auch in einer Forderung nach Berücksichtigung von Moral für Unternehmen und Wirtschaft oder einem New Deal zu münden wie der Organisationstheoretiker Günther Ortman (vgl. Ortman 2003, 2010) oder der Wirtschaftswissenschaftler Stephan Schulmeister (vgl. Schulmeister 2010)? Oder überlassen wir die Pop-Ökonomie, den Markt und das Management nicht sich selbst, der Politik oder den Wirtschaftswissenschaften und Verfechtern der Creative Industries, wie es bereits Grossberg (2010) gefordert hat?¹² Oder aber setzen wir abstrakter an und klären auf in Form von historisierenden und systematisierenden Relativierungen und Auflockerungen der gesellschaftlichen Unterhinterfragbarkeit oder gar Religion des

¹² Vgl. zu versierten ausführlichen Diskussionen des Kulturbegriffs zwischen Wirtschafts- und Kulturwissenschaften die Überlegungen des Wirtschaftshistorikers Jakob Tanner (2004) mit einem historisierenden Fokus sowie mit Fokus auf Unternehmen die Ausführungen des Medienkulturwissenschaftlers Siegfried J. Schmidt (2004).

Kapital(ismu)s wie die Literatur- und Medienwissenschaftler Joseph Vogl (2011) und Jochen Hörisch (2013)?

RB: Sicher sind konservative, phantasielose „Verschwachsinnigungen“ (Strzolka 2013: 43) wie etwa die Forderung nach einem New Deal ebenso wenig eine Option, wie die Selbstverballhornung wissenschaftlicher Standards, die mit möglichst großspurigen Phrasen und Parolen Berufsstandswahrung betreibt.

Ein Bericht wie Joseph Vogls *Das Gespenst des Kapitals* ist hier eine Ausnahme; er hat mit seiner Analyse der Oikodizee einen Vorschlag für einen sehr konkreten Ansatz geliefert, der auch für die materialistische Theorie von Interesse ist.

In jedem Fall kommt es darauf an, auch im Bereich von Pop und populärer Kultur eine *Kritik* der politischen Ökonomie zu rekonstruieren. Kritik ist ganz gewiss keine Domäne einer Forschung, die nach dem Management fragt.

Nicht nur Teil, sondern zentrale Instanzen der *Politischen Ökonomie populärer Kultur* sind mittlerweile Bildungsinstitutionen, nämlich Universitäten, staatliche wie private Akademien, Ausbildungsstätten für alle möglichen Berufsbereiche der Medienbranche, schließlich auch Schulen als formelle und informelle Agenturen der eben so bezeichneten Akteure (Produzenten, Rezipienten, Konsumenten) des Populären.

Hingegen: Emergenz lässt sich nicht managen; wenn es überhaupt so etwas wie Emergenz gibt, dann hat das seinen Ort jenseits des Managements.

Management heißt: jede Spontaneität im Forschungsprozess aufkündigen.

Managing popular Culture means always: a program, i. e. an academic software for the hardware university.

CJ: Ist das ein Zitat?

RB: Nein.

CJ: Die Steigerung des von Dir hinterfragten Managements von Emergenz wären dann ja die aktuellen Forderungen nach Kultur- oder Kunstschutzgebieten gleichermaßen für Pop, Oper, nach Popmusik(reflexions)förderungsanstalten etc.

RB: Nein, „Schutzgebiete“ gehören nicht ins Repertoire der Forderungen einer kritischen Gesellschaftstheorie, die sich für Phänomene des Pop interessiert! Inwieweit der Management-Zugriff auf das so genannte Emergente gelingt oder überhaupt passieren kann, hängt nicht von der „Theorie“ ab, sondern ist eine Frage der Praxis.

Die Forderung nach „Popmusik(reflexions)förderungsanstalten“ ist mithin die Forderung eines sehr klassischen, kulturbürgerlichen Ideals mit pädagogischer Absicht (man denke an Schillers Vorschlag, die ‚Schaubühne als moralische Anstalt‘ zu betrachten). Die kritische

Theorie hat genau daran die Dialektik des affirmativen Charakters der Kultur entfaltet, deren gesellschaftliche Aufhebung ja ein Resultat des Pop ist.

CJ: Zu beobachten ist jedenfalls eine Autoimmunisierung von Popkultur und Medien gegenüber effektiven Kritikzugriffen bei zunehmender Kommerzialisierung und Popularisierung, und zwar in Menge und Geschwindigkeit, letztlich ja auch eines der Argumente für die Errichtung von Pop-Studiengängen, die mittlerweile fast ausnahmslos i.w.S. Management-Module anbieten.

RB: Nur als Nebenbemerkung zum erwähnten Stichwort *Geschwindigkeit*: Früher galt, dass der Fortschritt zur Avantgarde gehört, dass die Avantgarde der Zeit voraus ist, die subversive Kunst schneller ist und die Moderne die alte Zeit hinter sich lässt. Zu den klassischen Strategien der Popsubversion gehörte immer auch die Geschwindigkeit. Das änderte sich mit dem immer breiter werdenden Mainstream: er ist mittlerweile viel schneller als jede dissidente Form abseitiger Kultur und Kunst. Das heißt gegenüber dem reißenden und rasenden Hauptstrom bleiben die interessanten Produktionen zurück, sind viel zu langsam (Langeweile im positiven Sinn) – und diese Langsamkeit wird zur Chance der Subversion: sie ist, anders als die kurzlebige Mode des Mainstreams, *ars longa* und lässt wieder eine Ästhetik der Dauer zu.

Deswegen: Wenn heute der Eindruck da ist, dass es zum Beispiel im Bereich der Musik aktuell kaum etwas Bemerkenswertes, Beeindruckendes passiert, dann macht es freilich Sinn, sich Zeit für das Liegendebliebene, Unabgegoltene zu nehmen.

CJ: Deswegen lässt sich ja auch fragen, was Pop von Klassik lernen kann, von der Produktion über die Performance bis zur Vermarktung: Zeit. Umgekehrt sollte sich Klassik nicht nur an Pop orientieren. Wobei ich Deine Perspektive hier spannender finde.

RB: Der als „der Pop“ zusammengezogene kulturelle Komplex hat sich in den letzten fünf, sechs Jahrzehnten als relativ *lernunfähig* erwiesen. Überdies ist das, was heute „Klassik“ genannt wird, nicht mehr als nur noch ein Segment innerhalb der Pop-Kultur, „Klassik“ ist populär. Was heute noch an guter und kluger, spontaner und meinethalben eben emergenter Kunst sich findet, wird jenseits des Schematismus von Pop, Klassik, populärer Kultur produziert. Und ist übrigens nur selten Objekt des akademischen und außerakademischen Popmanagements – weil es für „Kommerzialisierung und Popularisierung“ zu uninteressant, zu wenig profitabel ist. Bühnen gibt es jedenfalls dafür kaum ...

CJ: „Welche Bühnen gibt’s denn sonst noch, auf denen man sich öffentlich selbst erziehen und verbessern darf? Vom universitären Mittelbau bis zur städtischen Kulturarbeit wird im Zuge sinnlos um sich schlagender Exzellenzinitiativen, Marktanpassungen und

Kürzungsmassaker in Deutschland wie überall sonst seit ein paar Jahren flächendeckend alles ausgeräuchert, trockengelegt und zugeschissen, was Platz zum Verschnaufen und Durchdenken des nicht gleich auf der Hand Liegenden bieten könnte.“ (Dath 2007: 22)

RB: Die Aporie: Dath, der das schreibt, schießt eben damit selbst ein weiteres Stückchen Freifläche zu. Er verschnauft ja nicht, durchdenkt nicht. – Und ich übrigens hier und hiermit auch nicht!

Also: Sind wir nicht strategische Zuseher des Emergenten, nicht auch Manager der flächendeckenden Ausräucherung möglicher Durchdenkungsflächen, kritische Kritiker?

((Gong))

4. Fazit: Geplantes Unbestimmtsein versus unbestimmte Planung?

CJ: Wenn junge Menschen oder deren Eltern in der Studienberatung bestimmt-unbestimmt sagen, dass sie irgendwas mit ... Pop, Medien, Management studieren wollen, erscheint das zunächst unwissend und Rat suchend. Hinter der teilweisen Fehleinschätzung der Universität als berufspraktischer Ausbildungsanstalt (außer für den akademischen Bereich) steckt ein Bestreben, nicht auf eine brotlose Kunst hinzustudieren, zudem m.E. gleichzeitig auch immer ein Traum, auf einen schwer fass- und planbaren Bereich hinzustudieren. ‚Irgendwas mit Medien‘ scheint oftmals zu heißen: Journalismus. ‚Irgendwas mit Management‘ scheint zu meinen: PR, Werbung, Marketing. ‚Irgendwas mit Pop‘ bedeutet: Auf den Bühnen, zunächst auch auf Neben- oder neben Bühnen.

Was, wenn es keinen (bezahlten) Journalismus mehr gibt?

Was, wenn es keine (bezahlte) PR, Werbung, Marketing mehr gibt?

Was, wenn es keine (bezahlten) Bühnen und Pop nicht mehr gibt?

Was, wenn eine zukünftige Gesellschaft das alles nicht mehr benötigt? Wobei die Überlegungen zu einer solchen Gesellschaft alles andere als beruhigend sein müssen, soviel Apokalyptik sei erlaubt, weswegen sich umgekehrt gefragt werden muss, was diese Bereiche einer, unserer Gesellschaft wert sind? Anders formuliert und nunmehr ganz politisch: Müssten nicht gesellschaftlich derart wichtige Felder, dass sie in ihren Arbeitsverhältnissen und Strategien sogar zu Blaupausen für Wirtschaft und Kapitalismus geworden sind und dass sie mittlerweile auch staatliche Professionalisierungen und Institutionalisierungen erfahren und dementsprechend aufwendig (wenn auch immer verbesserbar) ausbilden, besser honoriert werden? Und bedeutet dieses ‚Irgendwas‘ nicht auch eine produktive Unbestimmtheit, ein wichtiges Nebulös-Sein, um Refugien zu schaffen (Frage: „Was soll man denn mit einem Popmusik-Studium später machen?“ Antwort: „Hoffentlich nicht derart engstirnige Fragen stellen!“) gegen vollkommen strategisch geplante und ausgeleuchtete Ausbildung(en), die zielsicher auf ein Monatsgehalt hinauslaufen?

RB: Ach, ein Monatsgehalt hätte ich auch gerne. Aber die privaten Interessen am Markt decken sich nicht unbedingt mit den politischen. Ich bleibe hier beim alten Spruch: „We don't want a piece of cake, we want the whole fucking bakery!“

CJ: Wieso möchte kritisches Denken so häufig bewahren? Präteritum? Zurückschauen? Wieso scheint Kritik so schwermütig und Vergnügen so leichtfüßig – und in dem Sinne eben auch ernst (ersteres) *oder* zerstreut (zweiteres)? „Immer lustig und vergnügt, bis der Arsch im Sarge liegt“ (Udo Lindenberg, Grande Finale, 1981)? Wieso nicht etwas Neues aufbauen? Wieso nicht mit den nachwachsenden Akteuren, Aktanten, Handelnden und Menschen den medien- und popkulturellen Alltag besser verstehen, um ihn als Konstrukt zu entlarven und die eigenen Mit-Verantwortung für die Konstruktion zu lernen? Warum nicht den Spex-Leser oder Grindcore-Sänger in der Produktion von TV-Prime-Time-Formaten registrieren, um gut gemachte Scheiße etwas versierter und distanzierter zu betrachten? Führt Management zwangsläufig zu Depression und Chaos zu Kreation? Lehrbücher konservativer Wirtschaftsberatungen predigen doch eher das Umgekehrte. „Bist Du bereit für eine kleine Utopie“ (Blumfeld, Wir sind frei, 2003)? Oder zählt hier nur die große? Wir landen dann rasch bei der Systemfrage: Kapitalismus als Religion und somit alternativlos im Sinne Merkels oder Utopie, Umsturz, bessere Welt im kritisch-theoretischen bzw. marxistischen Verständnis? Und gäbe es in letzterer keine Popkultur?

RB: Auf Bewahrung zielt ja wohl eher eine Position, die jedem Moment des Systems noch etwas Positives, Brauchbares, Wieder-, Weiter- oder Anders-Verwertbares abgewinnen möchte und die die schlechte Regel billigt, indem die gute Ausnahme nach dem bescheidenen „Besser als gar nichts“-Prinzip verteidigt wird.

Gleichwohl es eine Dialektik der Tradition gibt, ist Kritik wesentlich *keine Bewahrung*. Kritisches Denken geht auf Spontaneität, auf das Unreglementierte, Unverfügbare.

Kritik kann Vergnügen breiten; wenn man sich aber mit den gegebenen Verhältnissen radikal beschäftigt, kann einem schnell jeder Spaß vergehen. Deshalb ist Kritik ernst und Vergnügen eben nicht: Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps. Ich will beim Tanzen ja auch nicht kritisieren, sondern eben tanzen. Hier erscheint aber die eigentümliche Dialektik von Kritik und Vergnügen, wonach die Kritik ja deshalb so ernst ist, weil eben das Vergnügen so wenig vergnügt. Auch die gut gemachte Scheiße bleibt Scheiße. Es kann sein, dass einige Leute in einer befreiten Gesellschaft Gefallen am Grindcore finden und es dann immer noch die *Spex* gibt. Aber in einer solchen Gesellschaft, also in einer besseren Welt, wäre Kultur, auch Popkultur, widersinnig, absurd.

CJ: Die bessere Welt braucht auch immer eine Negativ-Folie, keine Utopie ohne Dystopie. Wobei ich hier auf der akademischen Ebene vermeiden möchte, dass hier nun vermeintlich

innerhalb der Kulturwissenschaften kritische Ansätze den Geschmack von Underground und pragmatische Ansätze den des Mainstreams bekommen, was dann wiederum dekadent- und damit gesellschafts- und zeitgeistbedingt in und aus der sie in die Diskurs-Mode kommt) ebenso wie innerhalb der hier angesprochenen Diskurse und Disziplinen kulturwissenschaftliche nicht zwingend mit Underground und wirtschaftswissenschaftliche mit Mainstream behaftet sind. Ich plädiere für gnadenlose und zeitaufwendige Koordination und gegen einen konservativen Wissenschafts-Pop. Das Leben scheint eben immer richtig und falsch.

Der Diederichsen-Weg: Kunst, Pop I, Elitismus in Pop, rein in die Kunsthochschule.

Der Grossberg-Weg: Raus aus der Rockwissenschaft, rein bzw. zurück in die politische Philosophie bei gleichzeitiger Einforderung der Berücksichtigung der Economics in den Cultural Studies.

CJ: Der Behrens-Weg?

RB: Kein Interesse am Management. Grundsätzliches Unbehagen gegenüber einer Bilderordnung, die mit der Charaktermaske Guy Fawkes' kokettiert. Was soll das? – Das Grundsätzliche ist kritische Theorie. Das ist keine Kulturkritik, keine Popkritik, sondern Gesellschaftskritik. Pop ist gut und falsch – er wäre besser und richtig, wenn die Gesellschaft anders wäre.

CJ: Also Pop lieben und hassen?

RB: In seiner ganzen Trostlosigkeit ist mir der Pop völlig egal geworden. Deshalb kann ich ihn lieben und hassen, durchaus. Deshalb sage ich aber auch: Der Weg „rein in die Kunsthochschule“ ist der verkehrte Weg. Es ist jedoch immer noch ein passabler, gangbarer Weg. Und der Jacke-Weg?

CJ: Das stimmt mich fast trostlos. Der Jacke-Weg: Das trojanische Pferd, der Sisyphos Pop-Wissenschaft oder eine echte Aufgabe: Etablierung eines transdisziplinären akademischen Bereichs in Forschung und Lehre zwischen Analyse-, Synthese- und Kritik-Kompetenz-Vermittlung und behutsamer, unabhängiger Empirisierung.

RB: Also Etablierung eines akademischen Bereichs zwischen Strategie und Emergenz? Oder ist das trojanische Pferd Pop die Strategie, um die Emergenz in die City University zu holen? – Managing the Trojan horse, managing Trojan records?

CJ: Strategisch wäre m. E. die Ermöglichung eines solchen Studiums und einer Reflexion und Forschung. Trojanisch, diese Bereiche nicht nur gut verdienenden Ökonomen und wohlhabenden Schöngelbsten zu überlassen. Rein mit der von Dir geforderten politischen Ökonomie populärer Kulturen in das Studium, in die Management-Module und dazu auf jeden Fall (s.o.) Kritik als Kompetenz.

RB: Was gibt Dir die Sicherheit, mit dem Trojanischen Pferd auch in der richtigen Festung zu landen? Was gibt Dir die Sicherheit, dass das Trojanische Pferd als Geschenk überhaupt akzeptiert wird (wie bei dem Kind, das partout *diese* Puppe *nicht* haben wollte)?

Was gibt Dir (mir, uns) die Sicherheit, dass zwischen der Dialektik von Attraktion und *Distraction* – und das ist letztendlich ja die Dynamik von Strategie und Emergenz – genügend Leute da sind, die das in einem erkenntnisleitenden Sinne *überhaupt interessiert*?
Allgemeiner gefragt: Für wen machst Du das eigentlich?

CJ: Sicherheit habe ich kaum eine gehabt: Hartz IV oder Lebenszeitverbeamtung. „And here I go again on my own“ (Whitesnake, Here I Go Again, 1982). Dabei war mir stets wichtig: „Bloß weil ich friere, ist noch lange nicht Winter“ (Schorsch Kamerun, Bloß weil ich friere, ist noch lange nicht Winter, 2006). Ein Trost?

Du stellst also nicht nur die idealistische Underground-, sondern die allgemeine Sinnfrage?

RB: Die Sinnfrage stelle nicht ich, sondern sie wird von den Verhältnissen vorgelegt; sie ist konkret. Konkret ist aber auch die Totalität hypertroph-pluralisierter Sinnüberhöhungen. Ja, es ist richtig: „Bloß weil ich friere, ist noch lange nicht Winter.“ Doch trotzdem gibt es Winter, gibt es nicht nur metaphorisch eine ubiquitär sich ausdehnende Kälte, die zu ignorieren tödlich sein kann. Schließlich ist auch richtig: „Bloß weil mir langsam warm wird, heißt es noch lange nicht, dass der Winter vorbei ist.“

*

(CJ:) McLuhan: „Ich bin ein Forscher. Ich sondiere. Ich habe keinen Standpunkt. Ich nehme keine feste Position ein. In unserer Kultur ist jeder so lange herzlich eingeladen, wie er einen festen Standpunkt hat. Sobald er beginnt, sich zu bewegen und Grenzen zu überschreiten, ist er pflichtvergessen und reichlich waghalsig. Der Forscher ist durch und durch unstedt. Er weiß nie, wann er irgendeine überraschende Entdeckung machen wird. Beständigkeit, auf einen Forscher angewandt, wird zum sinnlosen Begriff. Wollte er konsequent sein, er würde zu Hause bleiben. Jacques Ellul sagt, Propaganda setzt dort ein, wo der Dialog endet. Ich antworte den Medien und begeben mich in ein Forschungsabenteuer. Ich erkläre nicht – ich erforsche. [Absätze entfernt]“ (McLuhan 1969: 11)

((Schlussgong))

Diskussion: Wo bleibt das Trostlose, das wir im Abstract (und Titel) angekündigt haben?

6. Literatur

Adorno, Theodor W. (1960): Kultur und Verwaltung, in GS Bd. 8, S. 122–146.

Adorno, Theodor W. (1965): Gesellschaft, in: GS Bd. 8, S. 9–19.

Adorno, Theodor W. & Horkheimer, Max (1947): Dialektik der Aufklärung, in: Adorno, GS Bd. 3, Frankfurt am Main 1996.

Behrens, Roger (2001): „Tomorrow Is The Question“. Marginalien zu einer Futurologie der Popkultur, in: testcard #10, Mainz, S. 6–19.

Behrens 2004: Befreit euch zu euch selbst! Eine Verteidigung der radikalen Emanzipation des Menschen, in: JungleWorld Nr. 51, 8. Dezember 2004 – <http://jungle-world.com/artikel/2004/50/14240.html> (Stand: 21.2.2014)

Behrens, Roger (2009): Entrevista com Roger Behrens, Sinal de Menos, Nr. 2, 2009 – <http://sinaldemenos.org/2011/02/22/sinal-de-menos-2/> (dort Link zum PDF).

Behrens, Roger (2010): Traditionelle und kritische Poptheorie. Anmerkungen zur fröhlichsten Wissenschaft heute. In: Adam, Holger et al. (Hrsg.): Pop Kultur Diskurs. Zum Verhältnis von Gesellschaft, Kulturindustrie und Wissenschaft. Mainz: Ventil, S. 17-39.

Benjamin, Walter (1933): Erfahrung und Armut, in: Gesammelte Schriften Bd. II·1, Frankfurt/M. 1996, S. 213–219.

Dany, Hans-Christian (2013): Morgen werde ich Idiot. Kybernetik und Kontrollgesellschaft. Hamburg: Nautilus Flugschrift.

Dath, Dietmar (2007): Vorwort: Heute keine Konferenz. In: Ders.: Heute keine Konferenz. Texte für die Zeitung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 13-29.

Diederichsen, Diedrich (1999): Der lange Weg nach Mitte. Der Sound und die Stadt. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Diederichsen, Diedrich/Jacke, Christoph (2011): Die Pop-Musik, das Populäre und ihre Institutionen. Sind 50 Jahre genug? Oder gibt es ein Leben nach dem Tod im Archiv? Ein Gespräch. In: Jacke, Christoph; Ruchatz, Jens; Zierold, Martin (Hrsg.): Pop, Populäres und Theorien. Forschungsansätze und Perspektiven zu einem prekären Verhältnis in der Medienkulturgesellschaft. Münster u.a.: LIT, S. 79-110

Fisher, Mark (2009): Capitalist Realism. Is There No Alternative? Winchester/Washington: Zero Books.

Goffman, Erving (2002 [1959]): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. 10. Auflage. München: Piper.

Grossberg, Lawrence (2010): Cultural Studies in the Future Tense. Durham und London: Duke University Press.

- Hegel, G.W.F. (1986): Phänomenologie des Geistes, Werke Bd. 3, Frankfurt/M.
- Hecken, Thomas (2013): Pop-Ökonomie. In: POP. Kultur & Kritik. Heft 2. Frühling 2013, S. 86-102.
- Hörisch, Jochen (2013): Man muss dran glauben. Die Theologie der Märkte. München: Wilhelm Fink.
- Jacke, Christoph; Zierold, Martin (2014): Das Theorie/Praxis-Missverständnis: Mehr als ein Transferproblem in Popmusik- und Medienforschung. Sechs Thesen und ein Appell. In: Binas-Preisendörfer, Susanne; Bonz, Jochen; Butler, Martin (Hrsg.): Pop – Wissen – Transfers. Brücken und Blockaden in der Kommunikation populärkulturellen Wissens. Münster u.a.: LIT (im Erscheinen).
- Luhmann, Niklas (1994 [1984]): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. 5. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Marcuse, Herbert (1964): Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft, Darmstadt und Neuwied 1967.
- McLuhan, Marshall (1969): Liebhaber seien vor meinen Gefahren gewarnt. In: Stearn, Gerald Emanuel (Hg.): McLuhan. Für und Wider. Düsseldorf und Wien: Econ, S. 11.
- Menger, Pierre-Michel (2006): Kunst und Brot. Die Metamorphosen des Arbeitnehmers. Konstanz: UVK.
- Ortmann, Günther (2003): Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ortmann, Günther (2010): Organisation und Moral. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Paoli, Guillaume (2002): Bündnis für Simulation. In: Ders. (Hrsg.): Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen. Berlin: Tiamat, 49-50.
- Presthus, Robert (1966): Individuum und Organisation – Typologie der Anpassung, Frankfurt a. M.: Fischer
- Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.
- Reynolds, Simon (2011): Retromania. Pop Culture's Addiction to Its Own Past. London: Faber & Faber.
- Rosenman, Joel; Roberts, John; Pilpel, Robert (1974): Making Woodstock. Ein legendäres Festival und seine Geschichte (erzählt von denen, die es bezahlt haben), aus dem Amerikanischen von Stefanie Fahrner und Adelheid Zöfel, Orange Press: Freiburg 2009.
- Schmidt, Siegfried J. (2004): Unternehmenskultur. Die Grundlage für den wirtschaftlichen Erfolg von Unternehmen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Schulmeister, Stephan (2010): Mitten in der großen Krise. Ein ‚New Deal‘ für Europa. 2. Auflage. Wien: Picus.
- Serres, Michel (2013): Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation. Berlin: Suhrkamp.

- Stäheli, Urs (2007): Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Strzolka, Rainer (2013): Team-(un)fähig? Die Dekonstruktion des Teamgedankens, Berlin: Simon Verlag
- Stuhr, Mathias (2003): Popökonomie. Eine Reformation zwischen Lifestyle und Gegenkultur. In: Meschnig, Alexander; Stuhr, Mathias (Hrsg.): Arbeit als Lebensstil. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 162-184.
- Tanner, Jakob (2004): ‚Kultur‘ in den Wirtschaftswissenschaften und kulturwissenschaftliche Interpretationen ökonomischen Handelns. In: Jaeger, Friedrich/Rüsen, Jörn (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 195- 224.
- Termeer, Marcus (2012): Carpe noctem. Vergnügen als Arbeit und Herausforderung im Postfordismus. In: Heinlein, Michael; Seßler, Katharina (Hrsg.): Die vergnügte Gesellschaft. Ernsthafte Perspektiven auf modernes Amüsement. Bielefeld: Transcript, S. 153-169.
- Vermeulen, Timotheus; van den Akker, Robin (2010): Notes on metamodernism. In: Journal of Aesthetics & Culture. 2. Jg. DOI: 10.3402/jac.v1i0.5677. Online: <http://www.aestheticsandculture.net/index.php/jac/article/view/5677/6306> (Stand: 13.01.2014).
- Vogl, Joseph (2011): Das Gespenst des Kapitals. 2. Auflage. Zürich: Diaphanes.
- Weitzenbürger, Gudrun (2014): Managerausbildung in der Moralfalle. Nach den Krisen an Finanzmärkten und in Chefetagen suchen Hochschulen Idee, um auch ethische Werte zu vermitteln. In: Frankfurter Rundschau. Nr. 21 vom 25./26.01.2014, S. 21.

Erreichbarkeiten:

Prof. Dr. Christoph Jacke
 Populäre Musik und Medien
 Fakultät für Kulturwissenschaften
 Universität Paderborn
 Warburger Str. 100
 33098 Paderborn
 Germany
 Tel.: 05251-602960
 Fax: 05251-603745
 Email: christoph.jacke@uni-paderborn.de
 Homepage dienstlich: <http://www.uni-paderborn.de/musik>
 Homepage privat: <http://www.christophjacke.de>

Roger Behrens
 Email: kontakt@rogerbehrens.net
 Homepage: <http://www.rogerbehrens.net>